

Leseprobe aus:

Stewart O'Nan

Alle, alle lieben dich



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Juli 2005. Es war der Sommer, als Kim die Chevette fuhr, mit J. P. zusammen war und sich das Haar wachsen ließ. Der letzte Sommer, der beste Sommer, der Sommer, von dem sie seit der achten Klasse geträumt hatten, der anhaltende Stolz und die Freude, die ältesten Schüler zu sein, die Verlängerung ihres besten Jahres. Sie, Nina und Elise, die drei Amigos. Im Herbst würden sie aufs College gehen, wo sich Kim, wenn sie sich genug Mühe gab, hoffentlich in einen anderen Menschen verwandeln würde, der geheimnisvoll und unabhängig war und nichts mehr mit Kingsville zu tun hatte.

Die Sünden des Mittelwestens: die flache, menschenleere Landschaft, die notwendige Hinnahme des Vertrauten. Was ist daran romantisch, lebendig begraben zu sein? Langsam alt zu werden?

Sie hasste das Städtchen nicht, wie ihre Schwester es Jahre später von sich behauptete. Nicht Kim, nicht die gute Tochter. Sie mochte den See und dass man an einem klaren Tag von der Steilküste bis nach Kanada schauen konnte. Sie mochte den Fluss, der sich, verborgen in der moosbewachsenen Schieferschlucht, zum Hafen schlängelte. Sie mochte sogar die verfallenden viktorianischen Herrenhäuser in der Grandview Avenue, die ihr Vater zu verkaufen versuchte, die Sandsteinkirchen in der Innenstadt und das Edelstahlrestaurant gegenüber vom Postamt. Sie war erst achtzehn.

An der Conoco-Tankstelle überquerte sie in der Pause gern den Parkplatz und die Auffahrt, stellte sich ans niedrige Gelände der Überführung und rauchte im Dunkeln Menthol-

zigaretten, während unten der Verkehr vorbeibrauste und die Rücklichter westwärts in die Zukunft preschten. Toledo lag drei Stunden entfernt, auf der anderen Seite von Cleveland, beinahe in einem anderen Land. Lastwagen, die beleuchtet waren wie Raumschiffe, fuhren bebend unter Kims Füßen entlang und zogen heißen Wind und Abgase hinter sich her, die Anhänger beladen mit unbekannter Fracht. Langsam, mit jedem Abend, rückte die Erfüllung ihres Traums vom Weggehen näher – mit dem Segen ihrer Eltern, ihren allergrößten Hoffnungen. Da gab es nichts zu bedauern. Sie konnte nur dankbar sein.

Im Laden der Tankstelle war die Klimaanlage so hoch eingestellt, dass Kim ein T-Shirt unter der Uniform trug. Nina und sie steckten sich alte Namensschilder an, die sie in der Ramschschublade unter der Kasse gefunden hatten. Kim war Angie, und Nina war Sam. Sie drehten sich auf ihren Hochkern und beobachteten die Monitore, drückten die Nummern der Zapfsäulen und gaben Wechselgeld heraus. Sie lasen dicke, verrückte Modezeitschriften, riefen bei den anderen an, um zu erfahren, was später noch los war – obwohl auch sie von der Überwachungskamera gefilmt wurden –, und stritten sich darum, wer den Nacho-Topf nachfüllen musste. Ihre Stechkarte steckte im Schlitz, und die Uhr daneben klonkte jede Minute, ein Zeugnis ihrer Beständigkeit. Seit der Abschlussfeier arbeitete sie sieben Tage die Woche und hatte noch keine einzige Schicht versäumt. Die Polizei bezeichnete diese Beständigkeit später als wichtigen Faktor. Insgeheim war sie stolz darauf. Sie war noch nie so zielstrebig gewesen. Dazu hatte sie noch nie einen Grund gehabt.

Die Conoco war eine Oase aus Licht: Sie lockte die Autos vom Highway wie die Mücken an, die gegen die Fensterscheiben prallten. Wenn die Fahrer eintraten, kniffen sie die Augen zusammen, rieben sich den Hals und blieben auf der

Matte hinter der Tür stehen, als wäre das Ganze völlig neu und zu viel für sie, als würden die hellen Gänge voller Süßigkeiten und Chips ihr Gehirn so überlasten, dass sie die Schilder direkt vor ihnen nicht lesen konnten.

Dann blinzelten sie Kim entschuldigend an. «Wo sind die ...?»

«Dahinten.»

Fünzig- bis hundertmal pro Abend. Sie zeigte mit dem ganzen Arm darauf, wie ein Gespenst.

«Stimmt echt», sagte Nina. «Je mehr man fährt, desto dümmer wird man.»

«Danke, danke, Sam I Am.»

Die lebenden Toten hatten Mundgeruch. Sie kauften Kaffee, Limonade und Wasser, Zigaretten und Kaugummi, Tootsie Pops und Trockenfleisch, alles, was sie bis zur nächsten Rast benötigten. Dann standen sie, den Kopf wiegend, in der Schlange und bewegten die Lippen zum Text des Uralt pops, der drinnen und draußen ununterbrochen lief, einer höllischen werbefreien Satelliteneinspielung, die anscheinend aus Stücken von U2 und den Doobie Brothers bestand. Sie bezahlten doppelt so viel wie im Giant Eagle und waren dankbar, wenn Kim ihnen mit einem Penny aus der kleinen Schüssel aushalf.

«Vielen Dank, Angie.»

«Vielen Dank, Angie», öffte Nina die Leute nach, drückte sich an Kim wie eine geistig Zurückgebliebene und ließ ihr die Zunge fast bis zum Ohr schnellen.

«Uäh. Hast du gemerkt, wie der gerochen hat?»

«Er wollte dich streicheln und umarmen und es mit dir treiben.»

«Nein, mit dir.»

«Erzähl bloß Hinch nichts davon.»

«Zu spät.»

Am gruseligsten waren die alten Typen, die Kondome kauften und darüber Witze reißen wollten, als wären sie mit ihnen im selben Team. Einer ihrer Stammkunden, den Nina Fat Joe-Bob getauft hatte, wog bestimmt hundertdreißig Kilo und trug das ganze Jahr über eine klotzige Goldkette und dieselbe schwarze Steelers-Jogginghose.

«Ich glaub eigentlich nicht, dass er die Dinger benutzt», sagte Nina. «Wenigstens nicht auf die normale Art.»

«Vielleicht ist er ja verheiratet.»

«Au, meine Augen!», kreischte Nina und hielt sich die Hände vors Gesicht. «Da darf kein Fettfick reinkommen.»

Acht Stunden in einem eiskalten Glaskasten. Nicht mal mit Nina verstrich die Zeit schnell genug.

Ihre Kunden waren nicht alle Fremde. Freunde und Klassenkameraden kamen vorbei und schoben ihnen ihre gefälschten Ausweise über den Tresen. Nina fand es komisch, dass Kim ein schlechtes Gewissen hatte, denn sie besaßen ja selbst welche. Kim befürchtete nicht, dabei erwischt zu werden, sondern fühlte sich ausgenutzt, aber wenn sie sich ein paar Stunden später mit ihren Freunden trafen, trank sie gerne von dem Bier mit und war froh, nichts dafür bezahlen zu müssen.

Jeden Abend führten sie einen Krieg gegen die Langeweile, den sie immer verloren. Kim fand, nach einem ganzen Monat hätten sich ihre Körper eigentlich an die Spätschicht gewöhnen müssen. Nina glaubte, dass es etwas mit den Neonröhren zu tun hatte, mit dem matten, schattenlosen Licht, das die Adern an ihren Händen zum Vorschein brachte, die Handflächen fleckig wie rohe Hamburger. Es war, als lebten sie unter Wasser, zwei gefangene Seejungfrauen, die in einem Aquarium zur Schau gestellt wurden.

Doch eine halbe Stunde vor Feierabend rissen sie sich zusammen, als würden sie jetzt, wo der Tag fast vorbei war, ge-

rade erst aufwachen. Sie wischten bei der Slush-Maschine und der Mikrowelle den Tresen ab, füllten die Kaffeemaschine wieder auf und bereiteten alles für die Übergabe an Doug-o und Kevin vor. Wer war an der Reihe, die Herrentoilette zu putzen?

Danach glich es einem Countdown. Eine brachte vor dem trüben Stahlspiegel auf der Damentoilette ihr Make-up in Ordnung und bürstete sich das Haar, während die andere vorn bediente. Wenn die Nachtschicht kam, hängten sie ihre Tops auf – «Nacht, Angie», «Nacht, Sam» – und gingen zu ihren Seite an Seite geparkten Fluchtwagen.

Alle hatten verschiedene Arbeitszeiten. Bei Pape's in der Stadt hatte Elise schon Feierabend, während J. P. noch half, das Giant Eagle zu schließen. Hinch und Marnie mussten beim Dairy Queen noch eine Stunde lang arbeiten, also trafen sich alle dort. Das war praktisch. Sie konnten ihre Autos auf dem Parkplatz stehen lassen, direkt am Friedhof. Der Sheriff wohnte genau auf der anderen Straßenseite, also würde sie niemand stören.

Neuerdings musste Kim um zwei Uhr zu Hause sein, ein für alle unbefriedigender Kompromiss. Ihre Mutter arbeitete in der Notaufnahme und hatte ständig Angst, sie könnten bei einem Autounfall ums Leben kommen. Ihr Vater war gelassener und argumentierte mit Versicherungsprämien. Kim dürfe nicht vergessen (als könnte ihr das je entfallen), dass sie noch unter ihrem Dach lebte.

Zum Teil lag es an ihrem neuen Freund J. P., einem lockeren Typ, der auf Frisbee und Rumhängen stand und kein so selbstsicherer Sportler war wie seine Vorgänger. Seine Mutter hatte ihn allein großgezogen, das sprach ebenfalls gegen ihn. Und es machte die Sache auch nicht besser, dass er hinterm Hafen wohnte, in dem Viertel, aus dem ihre Eltern vor vielen Jahren geflohen waren, dass er einen klapprigen Ca-

valier fuhr und schulterlanges Haar hatte. Ihre Mutter gab J. P. die Schuld an Kims Tattoo, obwohl er Angst vor Nadeln hatte. Ihre Eltern glaubten ihr nicht, wenn sie sagte, er wäre harmlos und unheimlich nett. Wenn überhaupt, dann hatte *sie* einen schlechten Einfluss auf ihn, aber sie sahen in ihm bloß den Versager, der vielleicht Kims Zukunft zerstörte.

«Sag einfach Bescheid, wo ihr hinfahrt», verlangte ihre Mutter, als sei es das mindeste, was Kim tun könnte. Womit ihre Mutter hauptsächlich meinte, Kim sollte nicht im Polizeibericht des Star-Beacon auftauchen, um den Geschäften ihres Vaters nicht zu schaden. Das hätte der Wahlspruch ihrer Familie sein können: Ein Grundstücksmakler hat nichts außer seinem guten Namen.

«Bei schönem Wetter fahren wir wahrscheinlich an den Strand», sagte Kim, und das war nicht gelogen. Vielleicht würden sie vorher noch in ein paar Kneipen gehen, aber am Ende der Nacht würden sie im kalten Sand um ein Treibholzfeuer sitzen und dem sanften Klatschen der Wellen lauschen. Wenn es regnete, würden sie wahrscheinlich zu Elise fahren und bei ihr im Keller Poolbillard spielen.

«Sag Bescheid, wenn du irgendwo anders hinfährst. Du hast ja dein Handy dabei.»

Eigentlich meinte ihre Mutter das nicht ernst, da sie spätestens um zehn ins Bett musste, um morgens rechtzeitig aufstehen und zur Arbeit fahren zu können. Ihr Vater blieb wach und wartete auf Kim, aber seit der Abschlussfeier hatte sich das geändert. Am Wochenende schlief er immer schon auf dem Sofa, den Fernseher stumm geschaltet, die Fernbedienung auf dem Schoß, und jetzt, wo sie jeden Abend weg war, ließ er nur das Licht hinten im Flur und bei der Treppe an, damit sie den Weg zu ihrem Zimmer fand.

Die Schlafzimmertür ihrer Eltern war zu. Lindsays Tür

auch. Wenn Kim ihre Tür schloss, vervollständigte sie bloß das Bild.

Allein im Bett, las sie Madeleine L'Engle und Lloyd Alexander – Geschichten aus anderen Welten, die sie als Kind verschlungen hatte –, als wollte sie diese entschwundene Zeit zurückerufen. Selbst wenn J. P. und Nina sie nach Hause fahren mussten, konnte sie sich einreden, dass sie noch nicht müde war. Sie konnte morgens ausschlafen, kämpfte in der wohligen Wärme ihrer Bettdecke gegen das Karussell in ihrem Kopf an, indem sie sich auf die Sätze konzentrierte, die sich die Seite hinabschlängelten, und wachte am nächsten Tag mit mörderischen Kopfschmerzen im zu hellen Zimmer auf. Dann zog sie das Kissen über den Kopf, bis die Schmerzen nachließen.

An diesem Tag wurde sie gegen elf wach, weil Cooper sich das Fell ableckte. Er hatte die Tür aufgestoßen und lag mit dem Kopf unter der Frisierkommode. «Aus», sagte sie, «Cooper, aus», und konnte dann nicht mehr einschlafen. Zum Ausgleich duschte sie in aller Ruhe und schloss im herabprasselnden Wasser die Augen.

Auf der Weißwandtafel hatte ihre Mutter die Nachricht hinterlassen, sie sollte mit Lindsay eine Übungsfahrt machen, und hatte ein kleines Comic-Auto mit zwei Köpfen im Innern dazugemalt. Lindsay durfte schon fahren, aber nur in Begleitung einer Person, die einen Führerschein besaß, und ihre Mutter hatte passenderweise mal wieder keine Zeit.

«Ich glaub, ich spinne!», sagte Kim, denn sie hatte vor, mit den anderen im Fluss zu schwimmen. Wenn sie das gewusst hätte, wäre sie früher aufgestanden.

Lindsay lag unten auf dem Sofa, sah sich zum x-ten Mal *Bubble Boy* an und lachte immer schon, bevor die Schauspieler ihren Text sprechen konnten. Sie waren drei Jahre auseinander und in Kims Abschlussjahr noch zusammen auf der

Highschool gewesen. Lindsay war das Nesthäkchen und die Intelligenterere. Sie trug immer noch eine Zahnsperre und hatte scheußliche Pickel, die sie mit Grundierung abzudecken versuchte. Sie war mit den anderen Streberinnen aus der Blechbläsergruppe und dem Robotikclub befreundet. Letzten Frühling hatte sie mit ihren Freundinnen nachts vor dem Kino gezeltet, um in der Schlange für den neuen *Krieg der Sterne* ganz vorn zu sein. Seit damals nannte Nina sie Obi Wan Ke Nonsens. Kim dachte nur ungern daran, dass Lindsay hier mit ihren Eltern allein sein würde, als würde sie ihre Schwester in einer endlosen Vorhölle zurücklassen.

Aber heute ging Lindsay ihr auf den Wecker. Kim wusste, dass sie sich egoistisch verhielt – genau das hatte ihre Mutter ihr bei ihrem letzten Streit vorgehalten –, doch das machte alles bloß noch schlimmer.

«Auf geht's», sagte sie. «Zieh die Schuhe an.»

«Ist gleich zu Ende.»

«Drück auf Pause. Ich hab noch was anderes zu tun.»

«Okay, deshalb musst du dich noch lange nicht so idiotisch aufführen.»

«Ich heul mich jedenfalls nicht alle fünf Sekunden bei Mom aus.»

«Ich auch nicht», entgegnete Lindsay. «Dad hat gesagt ...»

«Egal, komm einfach. Ich muss um eins wieder da sein.»

Lindsay huschte an ihr vorbei und lief nach oben.

«Wohin willst du?»

«Ich brauche meine Brille.»

Über diese Antwort schüttelte Kim den Kopf. Wer trug denn heutzutage noch eine Brille?

In der Einfahrt sah sie zu, wie Lindsay die Idiotenlichter im Armaturenbrett anstarrte und sich an die richtige Reihenfolge der einzelnen Schritte zu erinnern versuchte. Ihre Hand hielt über dem Schaltknüppel inne wie die eines Neulings

beim Bombenentschärfen. Sie hatte das Lehrbuch dabei, als könnte ihr das helfen.

«Handbremse», sagte Kim.

«Ich weiß.»

«Dann mach's doch.»

Vorsichtig setzte sie zurück, beugte sich nach links, um in den Seitenspiegel zu schauen, und rollte auf den Briefkasten zu. Kim schaltete das Radio aus, um sich konzentrieren zu können.

«Zieh ihn gerade. Gut. Und jetzt ein bisschen Gas.»

Sie folgten den Bahngleisen und übten das Rechtsabbiegen in der heruntergekommenen Gegend rings um die Buffalo Street. Die Straßen dort bestanden noch aus roten Ziegelsteinen, vom Frost angehoben und mit hässlichen Asphaltflicken gesprenkelt. Die Häuser waren vermietet, schiefe italienische Villen und vinylverkleidete Zweifamilienhäuser mit verrosteten Drahtzäunen, an denen man sich Tetanus holen konnte. Kims Vater betrachtete die Häuser als Hindernis im endlosen Kampf um die Erhaltung der Grundstückswerte in Kingsville und gab weniger den Mietern als den Vermietern die Schuld, als müsste der Besitz sie irgendwie verantwortungsvoller machen. Kim hatte mal mit Nina spätnachts vor einem dieser Häuser gewartet, während J. P. und Hinch reingegangen waren. Jeder in der Stadt wusste, wo man Drogen bekam.

Jetzt, mitten am Tag, saßen stämmige Frauen in Shorts rauchend und Limonade trinkend auf den Stufen, während ihre Kinder sich gegenseitig durch die sonnenverdorrtten Gärten jagten. Sie bemerkten es jedes Mal, wenn Lindsay zu weit ausholte und gegenlenkte, und ihre Blicke folgten der Chevette, als wären sie Polizisten, bis Kim ihre Schwester schließlich aufforderte, durch die Unterführung zur Highschool zu fahren.

Sie war überrascht, auf dem Parkplatz so viele Autos vorzufinden. Wie Idioten trainierten die Mitglieder des Footballteams in der Hitze. Eine Mutter hatte einen Gartenstuhl mitgebracht, um zuzuschauen, daran befestigt ein Sonnenschirm, der ihr Schatten spenden sollte. Ganz hinten, wo keine Autos standen, parkte Lindsay ein ums andere Mal ein. Kim hatte dasselbe mit ihrem Vater geübt und bemühte sich, ebenso geduldig zu sein: Sie lobte Lindsay, wenn sie das Auto zwischen die beiden Linien fuhr (auch wenn sie selbst es im Firmenwagen geschafft hatte, der fast doppelt so groß war wie die Chevette), und bat sie in ruhigem Ton zu bremsen, wenn sie auf den Bordstein zusteuerte.

«Bist du schon oft mit Dad gefahren?»

«Nicht so oft. Warum?»

«Du bist wirklich gut.»

«Danke.» Lindsay war verwirrt, als könnte das Ganze ein abgekartetes Spiel sein. Kim war in letzter Zeit nicht besonders nett zu ihr gewesen. Sie hatte sich deswegen bei ihrer Mutter beschwert, die wie immer nichts unternahm.

«Lass uns mal die Durchfahrt am DQ ausprobieren.» Erst als die Worte schon ausgesprochen waren, begriff Kim, was sie da gesagt hatte. Die Fahrspur, die ums Dairy Queen herumführte, war schmal, das Abholfenster von zwei betongefüllten Stahlpfosten geschützt.

«Ich dachte, du hättest noch was anderes zu tun.»

«Stimmt, aber es ist Mittag. Ich lade dich ein.»

Die Fahrt dauerte ewig, und am DQ wartete schon eine Schlange.

«Ich kann das nicht», sagte Lindsay.

«Geh von der Bremse und schieb dich langsam hinter den Typ da. Auf meiner Seite ist notfalls noch Platz.»

Ganz am Anfang war Kim mal zu dicht an ein paar geparkte Autos herangekommen, und ihr Vater hatte ihr wort-

los ins Lenkrad gegriffen und daran gezogen, bis sie wieder geradeaus fuhren. Jetzt widerstand sie dem Drang, es ihm nachzutun. Lindsay reckte das Kinn zur Windschutzscheibe, um über die Motorhaube zu spähen.

«Fahr einfach hinterher», sagte Kim. «Der ist größer als du.»

Am Bestellschalter bremste Lindsay zu stark, und sie wurden beide nach vorn geschleudert.

«Tut mir leid.»

«Du musst die Scheibe runterlassen.»

«Was zum Teufel wollt *ihr* denn?», plärrte der Lautsprecher – Marnie, die vom Abholfenster mit dem Finger auf sie zeigte. Erst als sie hielten, sah sie, dass Lindsay fuhr. Sie waren so weit weg, dass Lindsay die Tür öffnen musste, um die Tüte nehmen zu können.

«Gute Arbeit», sagte Marnie.

«Lass dir das bloß nicht von ihr gefallen», sagte Kim und streckte die Zunge raus.

«Passt auf, dass ihr keinen Unfall baut», sagte Marnie.

«Du auch.»

Die Fritten im Fahren zu essen war zu viel verlangt, deshalb suchten sie sich hinten auf dem Parkplatz ein schattiges Plätzchen und schalteten das Radio ein. Die Bäume innerhalb des spitzen Eisenzauns waren alt, ihre Wurzeln schauten aus dem trockenen Gras hervor wie Fingerknöchel. Zwischen dem ausgebleichenen Schmuck, Kränzen an grünen Drahtständern und Fahnen, die vom Memorial Day übrig geblieben waren, hüpfen Spatzen herum. Lindsay drückte Ketchup in den Deckel ihrer Verpackung, damit sie es sich teilen konnten. Tunkend und kauend saßen sie nebeneinander. Sie verbrachten nicht besonders viel Zeit miteinander, und Lindsay war unsicher, weil sie nicht alles verderben wollte.

«Hast du heute Abend ein Spiel?»

«Ja», sagte Lindsay bedrückt, als wollte sie nicht daran erinnert werden.

«Gegen wen spielt ihr?»

«Keine Ahnung. Wir kriegen sowieso nichts auf die Reihe.»

«Da sagt Dad aber was anderes.»

«Du hast uns noch nie gesehen.» Kim hatte auch für ihn gespielt und sein erbarmungslos übertriebenes Training ertragen, während Edgewater Immobilien auf den angemessenen Platz am Ende der Liga sank. Aber Kim konnte wirklich spielen. Lindsay hatte ihre Baseballschuhe geerbt, doch das war auch alles. Mit ihren Knubbelknien und der Zahnspange hatte sie Angst vor dem Ball und sah jedem Spiel mit Schrecken entgegen.

«Ich dachte, ihr würdet es in die Playoffs schaffen.»

«Inzwischen erreichen alle die Playoffs. Das ist wie bei den Special Olympics.»

«Wie viele Spiele habt ihr denn noch?»

«Fünf und dann noch die Playoffs. Also sechs.»

«Viel Glück.»

«Ja, danke.»

Sie aßen zu der Musik von Weezer und Franz Ferdinand und drückten die matschigen Endstücke ihrer Hamburger zusammen, um nichts vollzutropfen. Kim war zuerst fertig, und obwohl sie befürchtete, es könnte lahm oder melodramatisch klingen, wusste sie, dass es vielleicht die perfekte Gelegenheit war, solange Lindsay noch den Mund voll hatte.

«Weißt du», sagte sie, «du wirst mir echt fehlen.»

«Ach was», erwiderte Lindsay und hob das Kinn, damit ihr nicht der Salat aus dem Mund spritzte.

«Du glaubst mir nicht.»

«Du bist dann bestimmt zu sehr mit deinen neuen Freunden und allem beschäftigt.»

Sie musste nicht «genau wie jetzt» hinzufügen. Okay, das stimmte schon, aber Linds würde ihr trotzdem fehlen. Konnte nicht beides stimmen?

«Du kannst mich besuchen.»

«Ich glaube nicht, dass Mom das erlaubt.»

«Vielleicht nicht dieses Jahr, aber nächstes. Dann musst du dir sowieso langsam eine Uni suchen. Aber nicht Bowling Green.»

«Gott, hoffentlich nicht», sagte Lindsay – das sollte ein Witz sein, und sie war erleichtert, als Kim lachte. Tief im Innern wusste Lindsay, dass Bowling Green für Kim eine Enttäuschung war – genau wie für ihre Eltern, obwohl die nichts sagten. Case Western war ihr Erstwunsch gewesen, aber sie hatte es nicht mal bis auf die Warteliste geschafft. Nina ging zur Denison, Elise hatte sich früh für Kenyon entschieden. Lindsay bedauerte Kim zwar, schwor sich aber, es besser zu machen als sie alle.

Als sie beide aufgegessen hatten, war es kurz vor eins. Kim schaltete das Radio aus. «Fertig?»

Lindsay nickte mit ernstem Gesicht und setzte sich aufrecht hin wie ein Testpilot. Sie brauchte beide Hände, um den Handbremsenknopf zu drücken.

«Na los, du Muskelprotz», sagte Kim.

Sie fuhren am Krankenhaus mit dem Hubschrauberlandeplatz in der Ecke des Parkplatzes vorbei. Der Subaru ihrer Mutter stand auf seinem üblichen Platz, eine silberne Folie schützte das Armaturenbrett vor der Sonne. Bestimmt saß ihre Mutter am Fenster in der Notaufnahme, notierte geduldig die Informationen, die ihr irgendwer gab, und hakte Kästchen ab, die Königin der Klemmbretter. Wenn sie nach Hause kam, würde Kim auf der Arbeit sein. Zurzeit sahen

sie sich nur am Wochenende. Lindsay fand es einfacher so. Seit Kim mit der Schule fertig war, stritten sich die beiden über J. P. oder weil Kim zu viel trank und zu spät nach Hause kam. Ihre Mutter war einfach völlig aus dem Häuschen wegen Kims bevorstehendem Auszug.

Das ging ihnen allen so, besonders Kim selbst. Sie stand die ganze Zeit unter Strom, weil sie wusste, dass in einem Monat all das hier aus ihrem Leben verschwinden würde. Sie fuhr gern durch die Gegend und stellte sich vor, dass es so weit war, so wie jetzt, als die stuckverzierten Gebäude mit den Arztpraxen und die niedrigen, motelähnlichen Pflegeheime hinter ihr verblassten, als die Kartonfabrik und der Firmenpark mit dem Fangzaun vor den Bahngleisen wie eine Luftspiegelung flimmerten und immer undeutlicher wurden, bis alles bloß noch ein Nebel war, der vom Seewind davongeweht wurde. Doch unterschwellig verspürte sie eine schwindelerregende Angst vor dem Unbekannten und der verwirrenden Erkenntnis, dass sie beim Weggehen vielleicht alles verlor. Das versuchte sie genauso zu ignorieren wie die Sorge ihrer Mutter. Ihr blieben noch neununddreißig Tage. Und nichts würde daran etwas ändern.

Lindsay fürchtete sich vor dem Briefkasten und bog zu früh ab, sodass der Hinterreifen auf ihrer Seite über den Bordstein holperte.

«Tut mir leid.»

«Ist schon okay», sagte Kim, «Mom macht das ständig. Du hast dich gut geschlagen. Und ein Mittagessen rausgeholt.»

Im Haus trennten sich ihre Wege. Lindsay ließ sich aufs Sofa fallen und sah sich weiter *Bubble Boy* an, während Kim nach oben ging, in ihren Badeanzug und eine abgeschnittene Jeans schlüpfte und sich das Haar mit einem Gummi nach hinten band. Cooper wusste, was der Badeanzug bedeutete, und folgte ihr die Treppe runter, als wollte sie mit ihm

rausgehen. Doch heute blieb ihr keine Zeit, und sie hatte ein schlechtes Gewissen.

«Ruf ihn mal», bat sie Lindsay, und ihre Schwester tat ihr den Gefallen.

Im Wagen war Kim wieder stinkwütend. Es war schon kurz vor halb zwei, und sie hatte gerade bemerkt, dass sie kaum noch Benzin hatte. Es lohnte sich nicht, die ganze Strecke bis zur Tankstelle zu fahren, weil sie in einer Stunde wieder hier sein musste, um sich für die Arbeit fertig zu machen. Sie fragte sich, ob Nina wütend sein würde, wenn sie sich krank meldete. Wahrscheinlich schon, obwohl Nina es selbst ständig tat. Kim rumpelte über die Bahngleise, bog links ab und raste die lange, freie Gerade an den alten Getreidesilos entlang, statt sich mit den Ampeln in der Main Street herumzuschlagen. Sie war so auf die Straße konzentriert, dass sie den Streifenwagen fast nicht gesehen hätte.

«O Scheiße.»

Es war der Sheriff, der an der Abzweigung des unbefestigten Wegs zum Umspannwerk lauerte und auf jemanden wie sie gewartet hatte. Statt zu bremsen, nahm sie den Fuß vom Gas und ließ den Wagen an ihm vorbeigleiten, mit immer noch weit überhöhtem Tempo. Voller Hoffnung blickte sie in den Spiegel. Er fuhr los und bog in ihre Richtung, hatte bis jetzt aber noch nicht das Licht eingeschaltet, und sie blinkte rechts wegen des nahenden Stoppschilds und nahm sich vor, in die Seitenstraßen zu verschwinden und sich zu verstecken.

Doch dann blitzte das Licht, die Sirene heulte kurz auf, und er hielt hinter ihr. Das passte einfach zu diesem Tag.

Die Vorträge ihrer Mutter hatten gewirkt. Während Kim darauf wartete, dass der Sheriff aus seinem Wagen stieg, konnte sie nur daran denken, dass sie Ed Larsens Tochter war.

Der Sheriff musste sich bücken, um in ihr Fenster bli-

cken zu können. Er war Stammkunde an der Conoco und erkannte sie auch ohne ihre Uniform. «Tag», sagte er. «Wissen Sie, wie schnell Sie gefahren sind?»

«Ungefähr fünfzig?»

«Ich hab fünfundsiebzig gemessen. Sie wissen, dass hier ein Tempolimit von vierzig gilt.»

Sie musste ihren Fahrzeugbrief aus dem Handschuhfach kramen und dann warten, während er mit einem Klemmbrett in seinem Wagen saß und irgendwas aufschrieb. Dann kam er mit dem Klemmbrett zurück und riss vorsichtig das oberste Blatt ab.

«Miss Larsen, weil es das erste Mal ist, gebe ich Ihnen nur eine schriftliche Verwarnung. Meinen Sie, dass Sie das in Zukunft unter Kontrolle haben?»

«Ja, Sir. Danke.» Hatte er sie wegen ihres Vaters mit dem Nachnamen angeredet? Am liebsten hätte sie den Zettel zerrissen und die Fetzen in die nächste Mülltonne geworfen, doch sie hatte das Gefühl, er würde irgendwie davon erfahren – auf dem allmonatlichen Rotariertreffen oder bei der Wagenwäsche im Feuerwehrhaus.

«Es gibt keinen Grund, hier fünfundsiebzig zu fahren.»

«Ja, Sir.»

«Also halten Sie sich zurück.»

Das tat sie eine Weile und schlich geradezu durch die Stadt. Sie war schon so spät dran, dass es keine Rolle mehr spielte, und im Moment war ihre Erleichterung größer als ihr Ärger. Aber als auf dem Flachstück der Route 7 niemand zu sehen war, beschleunigte sie auf hundertdreißig. «Okay», rief sie, «hier kannst du mich nicht erwischen! Niemand kann mich erwischen!»

Am Fluss gab ihr J.P. einen Kuss und wollte wissen, warum sie so lange gebraucht hatte, und sie zog das Ganze ins Lächerliche.